

Franz Pöggeler

Aufgewachsen in zwei Reichen

Kindheit und Jugend 1926 bis 1945



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

1. Jahrgang 1926: ein Beispiel

Die ersten achtzehn Lebensjahre gelten als die Zeit der Prägung eines Menschen durch Erziehung und Bildung. Die herkömmliche Vorstellung, nach dieser Zeit werde man – wie oft in Abiturreden beteuert – ins Leben entlassen, gilt nicht mehr für die Kindheit und Jugend, die in diesem Bericht beschrieben werden. Denn die Jugendjahre schlugen verfrüht in ein Reifseinmüssen um, das landläufig erst für Erwachsene galt. Der Krieg veränderte die Lebensplanung, viele Altersgenossen überlebten ihn nicht, von meinen Klassenkameraden ein Drittel. Den Krieg überlebt zu haben, war Zufall oder Glück.

Der Umbruch von der ersten deutschen Republik zum „Dritten Reich“ Adolf Hitlers verlief in den meisten Lernbiographien meiner Generation eher normaler und konfliktfreier als in der Familie, in die ich hineingeboren wurde. Mein Vater verlor kurz nach Hitlers Machtübernahme sein Amt, und wir mussten den Ort, in dem wir damals lebten, verlassen. Dass die Kindheit danach weiterhin ziemlich glücklich verlief, verdanke ich meinen Eltern und dem Milieu des neuen Wohnortes, in dem ich dann bis 1943 abseits von starken politischen Veränderungen lebte, fast in einer Idylle, in der die Uhren viel langsamer gingen als anderswo. Nicht sonderlich nachhaltig wirkte sich der Nationalsozialismus in der ländlichen Abgeschiedenheit aus, und im Alltag gaben die Glocken weiterhin den Ton an. In den vier Schulen, in denen ich zu lernen hatte, war Braun nur eine ziemlich blasse Farbe – neben dem kräftigeren Schwarz. Kirche und NSDAP gerieten sich dort nicht ernsthaft in die Quere. Aus der Kirche traten nur ganz wenige Bewohner aus, meistens Hergereiste und nicht Einheimische.

Die Schulen, in denen ich mich zurechtzufinden hatte, behielt ich in guter Erinnerung. Die meisten Lehrer waren vor oder bald nach dem Ersten Weltkrieg ausgebildet worden und unterrichteten auch nach 1933 so, wie sie es im Kaiserreich oder in der Weimarer Republik gelernt hatten: pflichtbewusst und mit Autorität, liberal, sozial oder national – und meistens in einer selbstverständlichen Christlichkeit, von der sie auch nach 1933 nicht abließen. Der Patriotismus war der der Frontkämpfer von Langemarck oder Verdun. Nur fünf meiner Lehrer waren zwischen 1930 und 1940 ausgebildet worden, in ihrer politischen Denkweise jedoch von den älteren Kollegen nicht wesentlich zu unterscheiden.

Mindestens so viel Wissen wie in den Schulen bezog ich aus dem Elternhaus und bei Verwandten. Der Bücherschrank meines Vaters machte mich nicht nur wissbegierig, sondern lesesüchtig. Den Begriff „Autodidaxie“ lernte ich erst im Studium kennen, doch was er betrifft, praktizierte ich schon früh. Traf ich auf fremde Begriffe, entschlüsselte ich sie durch den „Großen Meyer“ oder diverse Wörterbücher. Nur selten kam es zu Rückfragen bei meinem Vater, der es als Jurist mit der Deutlichkeit von Begriffen sehr ernst nahm, und mich seit Beginn der Schuljahre an den preußischen Imperativ gewöhnte: Fasse dich kurz, oder hilf mir arbeiten!

Über politische, ethische und religiöse Zeitprobleme wurde am Familientisch viel gründlicher und offener diskutiert als in der Schule, in der sich die Lehrer einer vorsichtigen Zurückhaltung befleißigten, die auf merkwürdige Neutralisierung und Distanzierung der Probleme hinauslief. Vielleicht deshalb, weil die Lehrerinnen und Lehrer fast allesamt Westfalen und auf nüchterne Zurückhaltung bedacht waren? Ein ganz anderes Lebensklima erlebte ich, als ich Ende 1943 durch Schulwechsel in die Universitätsstadt Marburg kam, ins gesprächige Hessen, freilich zunächst nur für ein halbes Jahr, dem dann für das letzte Kriegsjahr 44/45 noch die unverhoffte Einberufung zu einem kriegsbedingten Dienst folgte und ich die Schulzeit als unvollendeten Torso der Lernwünsche hinter mir ließ. Das Ende des achtzehnten Lebensjahres und damit das Ende der Jugendzeit gerieten zu einer anderen Reifeprüfung als der in der Schullaufbahn geplanten. Das Pathos der üblichen Abiturreden blieb meiner Generation erspart. Vierzehn Tage nach der Unterzeichnung des Reifezeugnisses, das ich erst zwei Monate danach erhielt, traf ich auf die ersten GIs, die soeben ihrem Panzer entstiegen waren und den Schlusspunkt unter meine Kinder- und Jugendjahre setzten. Als mein Schulenglisch für die Verständigung mit den Siegern gut ausreichte, erwies sich der alte Spruch, den der Lateinlehrer uns oft eingebläut hatte und den wir für eine Leerformel hielten, doch einigermassen als wahr: *Non scholae, sed vitae discimus*.

Lohnt es sich, dass einer vom Jahrgang 1926, der nicht voraussehen konnte, dass seine Jugendjahre mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Wechsel von einer Diktatur zu einer Demokratie enden würde, niederschreibt, was ihm in Erinnerung geblieben ist? Vielleicht interessiert an den achtzehn Jahren, wie unspektakulär Kindheit und Jugend auch in einer spektakulären Epoche verlaufen konnten und was Erziehung und Bildung bewirkten, und zwar nur bedingt verfügbar für die politischen Systeme, die Macht übernahmen wie auch verloren. Dies am Beispiel eines individuellen Lernweges exemplifiziert zu sehen, kann vielleicht auch für die interessant sein, die in Zukunft mit Erziehung und Bildung zu tun haben werden.

2. Brabeckstraße 39, Iserlohn – Letmathe

Meine Geburt am 23. Dezember 1926 verlief kompliziert – als Hausgeburt. Meine Mutter war 30, mein Vater 36 Jahre alt. In den Regionalzeitungen wurde ich zwei Tage danach als „kräftiger Sonntagsjunge“ bezeichnet, erstes Kind in der im Mai 1925 geschlossenen Ehe meiner Eltern. Lange Jahre wurde mein Geburtstag in der Familie nicht gefeiert, und ich beneidete andere Kinder, die in jedem Jahr Namens- und Geburtstage begehen konnten. Wenn ich als Kind an den Tag erinnerte, hieß es immer: Morgen kommt das Christkind. Mit anderen Worten: Geschenke gibt es nur ein-, nicht zweimal. Anlass zum Feiern wurde der Geburtstag für mich erst, als ich fünfzig wurde. Als ich im Mai 1951 meine

Frau Hanna kennen lernte, wurde mein Geburtsdatum zur Überraschung: Es war nämlich auch das von Hanna. Zwei Steinböcke: für bisher fünfzig Jahre eine interessante Konstellation.

Schon wenige Tage nach meiner Geburt goss mir der Pfarrer von St. Kilian, der Hauptkirche meiner Geburtsstadt Letmathe (heute Stadtteil von Iserlohn) das Taufwasser über die Stirn. Dabei muss es in der Kirche sehr kalt gewesen sein. Diese Tatsache rief bei meinen Eltern Erinnerungen an Kindtaufen in ihrer Heimat wach: Als mein Vater 1890, meine Mutter 1896 in Ennest (einem Dorf im sauerländischen Ebbegebirge) geboren worden waren, mussten Eltern, Paten und Verwandte schon drei Tage nach den Geburten mit den Säuglingen bei Wind und Wetter zur Pfarrkirche nach Attendorn gehen, denn Ennest hatte noch keine Kirche. Es gab noch keine Autos, und eine Kutsche anzuspannen, wollte man den Pferden bei Eiseskälte nicht zumuten. Also: drei Kilometer nach Attendorn zu Fuß, drei Kilometer bergauf zurück. Wenn sich nach einigen Tagen erwies, dass die Neugeborenen beim Taufgang nicht erkrankt waren, galten sie als überlebensfähig. Ein längst nicht mehr üblicher Härtetest!

Für die frühe Kindheit bot sich mir im Elternhaus in der Brabeckstraße 39 eine ideale Umwelt an. Unsere Villa lag an einer ruhigen, schnurgeraden Straße in einem Neubauviertel im Norden der Stadt. Die Autos, die an einem Tag vorbeikamen, konnte man an einer Hand zählen. Obgleich die Häuser großzügig in ausgedehnte parkartige Gärten hineingebaut waren, gab es keine Garagen, weil es noch nicht üblich war, Autos zu haben, falls man sie beruflich nicht dringend benötigte. Im Garten animierten mich Sandkasten, Schaukel, Klettergeräte, Rasen, lange Wege, eine Hainbuchenlaube, viele Büsche und einige hochgewachsene Pappeln zu vielen Spielen. Gehen und Laufen konnte ich schon früh. Das hatte zur Folge, dass ich gern auf die Straße und in die Nachbargärten emigrierte, auch zu einigen Baustellen in der Nähe, wo ich mehr Sand zum Burgenbauen fand als im eigenen Sandkasten. Einmal – ich war noch nicht ganz drei Jahre alt – regten mich die Bauleute, mit denen ich mich unterhielt, an, aus Vaters Arbeitszimmer eine Cognacflasche zu holen, was auch prompt geschah, ohne dass meine Mutter oder Lisbeth, unser fleißiger Hausgeist, es sofort bemerkten. Aber eine kurze Strafpredigt blieb nicht aus. Eine andere Form der Freigiebigkeit praktizierte ich zur Zeit der Obsternte: Mit fünf bis zehn Nachbarkindern schlich ich mich an die Sträucher und Bäume, an denen Erd- und Himbeeren, Pflaumen, Birnen und Äpfel zum Probieren verlockten, was mitunter in Plündern ausartete. Oder: Wir entnahmen den Nestern im Hühnerstall die greifbaren Eier – zu Zielübungen, bis die Hühner Alarm schlugen und Lisbeth dem Treiben ein Ende bereitete.

Innerhalb des Hauses gab es viel Spielzeug und dazu ein Kinderzimmer, was ich mit den Freunden auch zeitweise benutzte. Aber lieber war uns, das ganze Haus vom Keller bis zum Speicher zum Spielfeld zu machen. Kinder unter sechs (und manchmal auch darüber) lieben Speicher und Keller, weil Dunkel und

Zwielicht zur Geheimnistuerei besser taugen als das (jeden Morgen neu geordnete) Spielzimmer. Nur zwei Spiele, die das ganze Haus betrafen, will ich nennen: Wir holten uns eine Rolle Toilettenpapier aus dem Badezimmer, befestigten den Anfang an einer Kiste oben auf dem Speicher und entrollten das nützliche Papier durch das weiträumige Treppenhaus bis in den Heizungskeller, wobei peinlich zu beachten war, dass das Papier nirgendwo riss. Hausgeist Lisbeth beendete dann nach einiger Zeit das Happening mit einem deftigen Donnerwetter und rollte die lange Papierfahne wieder sorgfältig zusammen. Ein andermal besorgten wir uns zu dritt drei Regenschirme, spannten sie auf, stiegen in die Badewanne, drehten die Wasserkräne auf und testeten die Schirme auf ihre Wasserdichte. Die Prozedur dauerte eine lange Weile, während der das Wasser leise durch Flure und Treppenhaus dem archimedischen Prinzip folgte. Die Teppiche und Treppenläufer waren noch nach Tagen feucht und klamm, aber die Poklapse, die wir zur Erinnerung verabreicht bekamen, waren sofort vergessen.

Der Erlebnishorizont der ersten drei Lebensjahre wurde ausgeweitet, sobald ich fast täglich lieber zu Tante Clara Ebbinghaus ging, als zu Hause in der Brabeckstraße zu bleiben, wo ich anscheinend alle Trümpfe des Spielens ausgereizt hatte. Das ist ein Kapitel für sich, ein wichtiges für mein Erinnern.

Nach der Geburt meiner Schwester Anita 1930, als ich drei Jahre alt war, ergab sich, dass ich nicht mehr nachts allein war. An gelegentliche „kleine Nachtmusik“ des Babys gewöhnte ich mich schnell. Wenn die Kleine schon im Lauf des späten Abends zu weinen begann und meine Eltern das nicht hörten, weil eine Schar von Gästen zu Besuch war, ging ich nach unten und defilierte barfuss im Schlafanzug an den Gästen vorbei, froh über die süßen Mitbringsel, die ich unverhofft entgegennehmen konnte. Solche Abendbesuche wünschte ich mir fortan öfters.

Dass sich die Zuwendung meiner Eltern und unserer Hausgehilfin einstweilen mehr auf Anita als auf mich konzentrierte, empfand ich durchaus nicht als Benachteiligung, sondern als Chance zu mehr Freiheit und weniger Kontrolle bei Streichen und Schabernack mit meinen Freunden, die nach meiner Meinung bald genau so in unseren Garten gehörten wie die Blumen auf den Beeten und die Hühner im Stall. Unser großer Garten war im wahren Wortsinn ein Kindergarten, einer, wo es an manchen Tagen wie bei Kraut und Rüben durcheinander ging. Wir tobten uns aus nach Herzenslust. An Toleranz der Nachbarn fehlte es nicht, weil deren Kinder mit von der Partie waren.

3. Tante Clara Ebbinghaus und ich – ein stadtbekanntes Duo

Wenn ich nach 1945 – inzwischen erwachsen – gelegentlich wieder meinen Geburtsort besuchte und Bekannte aus Kindheitstagen wieder sah, kam das Gespräch meistens schon nach wenigen Sätzen auf Tante Clara Ebbinghaus. Fünf Jahre lang – von etwa 1929 bis 1934 – waren wir in Iserlohn, besonders im

Stadtteil Letmathe, vielen Einheimischen bekannt. Das lag aber nicht an mir, sondern an Tante Clara, die wegen ihrer brandroten Haare in Plattdeutsch „Tante Vößken“ genannt wurde. Als mein Vater – nach einigen Jahren der Tätigkeit als Kreisdirektor im nahen Altena - Bürgermeister in Letmathe wurde, bezog er eine elegante Junggesellenwohnung in der alten Villa Ebbinghaus in der Oeger Straße 9, und Clara Ebbinghaus, rund zehn Jahre älter als er, versorgte ihn vorzüglich. Die drei großen Zimmer, die ihm zur Verfügung standen, hatten der Familie des Fabrikanten Hugo Ebbinghaus, des Vaters von Tante Clara, als Wohn- und auch als Festräume gedient. Der größte der drei wirkte wie ein kleiner Saal mit Flügeltüren zu einer nach Süden gewandten Terrasse, hinter der sich ein Park an einem Abhang bis zum Ufer der Lenne erstreckte. Über Park und Fluss hinweg sah man am anderen Flussufer die steil ansteigenden, für das Tal charakteristischen Felswände. Für Pflege und Reinigung von Haus und Garten hatte Tante Clara ein Ehepaar, das im neben der Villa platzierten Gärtnerhaus wohnte; zwischen beiden Häusern bot eine Remise Platz für eine Kutsche und (in früheren Jahrzehnten) für die Pferde.

Tante Clara hielt sich in den drei repräsentativen Räumen, als mein Vater nach der Heirat 1925 in das Haus an der Brabeckstraße umzog, nur selten auf, – umso mehr hatte ich Lust, mir die alten Schätze in den hohen Räumen anzuschauen, – große Gobelins aus Brüssel, die an die dortigen Verwandten erinnerten, kostbare Ölbilder alter Niederländer, Möbel im Louis-Quatorze-Stil, an den Wänden dunkle Tapisserien und auf dem Boden Teppiche, die so dick waren, dass man meinte, in tiefem Wiesengras zu gehen. Kleinere Dinge, die auf den Tischen und in Schränken standen, nahm ich vorsichtig und fast feierlich in die Hände, – Kleinplastiken aus Bronze und Porzellan, kunstvolle Spieluhren, Aschenbecher, Schmuckkästchen und dergleichen und – für mich besonders spannend – alte Bücher aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Natürlich kannte ich damals noch nicht den kunst- und kulturhistorischen Kontext der Dinge, aber Tante Clara deutete mir Wert und Alter der Dinge.

Alle Türen, die vom langen und hohen Flur im Parterre ausgingen, erreichten eine Höhe, die ich aus Privathäusern sonst noch nicht gewöhnt war; allein schon die Türschlösser und -klinken, die regelmäßig geputzt wurden, konnten als Kunststücke gelten, und Fliesen, wie in diesem Flur habe ich später nur noch in Schlössern und Festräumen alter Rathäuser gesehen. Mit einem Wort: Aus allem, was man in der Ebbinghaus-Villa sehen konnte, sprach solider Wohlstand.

Die Ebbinghausens waren in Hohenlimburg, der Nachbarstadt, in Hagen und im Bergischen Land als Fabrikanten und Unternehmer um 1900 eine der bekanntesten Familien. Hugo Ebbinghaus, der Vater von Tante Clara, sammelte nicht nur privaten Reichtum, sondern tat viel für das Gemeinwohl. So gilt er als Stifter der ersten evangelischen Kirche in Letmathe, einer zu seinen Lebzeiten vorwiegend von Katholiken bewohnten Gemeinde. Drei bekannte Wissenschaftler gingen aus der Familie hervor: der Psychologe Hermann Ebbinghaus (Initia-

tor der Gedächtnisforschung am Ende des 19. Jahrhunderts), der Philosoph Julius Ebbinghaus (von 1945 bis 1951 in Marburg mein Lehrer in Philosophie und genau so klein und zierlich von Figur wie Tante Clara) und eine Musikwissenschaftlerin in Oxford, dort auch eine beliebte Pianistin und Gattin eines renommierten Gelehrten.

Von meiner Geburt an war ich für Tante Clara wichtig. Ich hielt sie schon in den ersten Lebensjahren für ein Mitglied unserer Familie, obgleich wir ja nicht verwandt waren, und sie beanspruchte mit sanfter, aber unverkennbarer Bestimmtheit, dass ich zu ihr gehöre. Kein Freitagabend verging, ohne dass sie in die Brabeckstraße kam, um mitzuhelfen, wenn ich gebadet wurde; meine Mutter und Lisbeth ließen ihr dann verständnisvoll den Vortritt bei der Aktion. Etwa vom dritten Lebensjahr an verbrachte ich fast jeden Tag fünf und mehr Stunden im Haus, in der Oeger Straße – und nach der Geburt meiner Schwester Anita 1930 noch mehr Zeit. Der Weg zur Oeger Straße ließ sich in zehn Minuten zu Fuß zurücklegen, – das besorgte ich allein. An der Haustür zog ich eine wohlklingende Glocke, – eine elektrische Klingel wünschte Tante Ebbinghaus nicht – zur Stromersparris. Aus diesem Grunde wurden Eingangshalle und Treppenhaus mit Petroleumlüstern erhellt; bei Beginn der Dunkelheit ging Tante Clara von Lüster zu Lüster um sie anzuzünden, und beim Schlafengehen mussten sie gelöscht werden. Zwar verfügte Tante Ebbinghaus im großen Parterre außer über die große Küche noch über drei eigene, täglich benutzte Zimmer neben den drei repräsentativen, aber meistens hielt sie sich in der Küche auf und bei kaltem Wetter wurde nur diese geheizt. Das Sparen war völlig unnötig, denn sie war Millionärin, aber eine typisch puritanische – bis an den Rand des Geizes gegenüber Ansprüchen an sich selbst. Für Kleidung, Frisur und alles, was sie für äußerlich hielt, gab sie nur wenig Geld aus. Wenn ich sie in späteren Jahren, als wir längst in Rüthen wohnten, besuchte, war mir immer peinlich zumute, sobald sie im Hotel Erbeling nach dem Mittagessen, zu dem sie mich eingeladen hatte, sämtliche Essensreste vom Ober in einen kleinen Topf füllen ließ, um sie nach Hause mitzunehmen und abends zu verzehren. Für den Topf trug sie einen kleinen runden Korb mit sich herum, – jeder ältere Bürger in der Stadt war an diesen Anblick gewöhnt.

A propos Millionenbesitz: An jedem Mittwochnachmittag fuhren Tante Ebbinghaus und ich mit der Elektrischen von Letmathe nach Iserlohn hinauf, der Hauptstadt des Kreises. Dort hatte sie einige Zeit bei ihrem Rechtsanwalt zu tun, der zugleich ihre Besitzungen verwaltete, zu denen offenbar auch Aktienbestände gehörten. Anschließend war das Spielwarenhaus Mucha für mich das Hauptziel aller Iserlohn-Nachmittage: Ich durfte mir jede Woche ein neues Spielzeug aussuchen, und nicht immer kleine. Dazu kamen dann zu Weihnachten und zum Namenstag noch andere Spielsachen hinzu. Hätte ich die Sachen heute alle noch, sie würden ein kleines Museum füllen können.

Letzte Station war dann Café Grenzhäuser am Markt. Dort durfte ich auf diejenigen Torten tippen, auf die ich gerade Appetit hatte, und bei Kakao wurde dann tüchtig gekostet. Nicht selten war mein Appetit größer als die Aufnahmekapazität meines Kindermagens, und Sachertorte, Holländer Kirsch oder Florentiner gingen dann unverilgt in die Caféküche. Maßlos hat mich Tante Ebbinghaus verwöhnt, und das hörte nicht auf, als wir nicht mehr in Letmathe wohnten; jede Woche schickte sie mir einen Brief mit einem Fünf-Mark-Schein, adressiert an „Herrn Fränzel Pöggeler“. Ja, so nannte sie mich: Fränzel. Und diesen Namen hatte dann die ganze Familie zu benutzen. Das hielt sie für geboten.

Solange ich noch ein kleines Kind war, störte mich nicht, dass sie eher hässlich als schön war – mit kleiner Figur, spitzer Nase, aber wachen Augen, die Haare oben auf dem Kopf zu einem Krönchen zusammengebunden, – für andere Kinder die Hexe aus dem Knusperhäuschen, für mich aber immer lieb, freundlich, quicklebendig und blitzgescheit, redegewandt, schlagfertig, um Wortspiele und spitze Bemerkungen nie verlegen. Gebildet war sie auf eine heute längst nicht mehr geläufige Art: Nicht durch Gymnasium und Universität, sondern durch Umgang in der Gesellschaft, durch ein kultiviertes Elternhaus und durch ein paar Jahre in einem frankophonen Internat, so wie es sie vor 1900 für die Töchter des höheren Bürgertums gab. Ein Nachklang jener Zeit war, dass Tante Clara in ihrer Alltagssprache ganz selbstverständlich viele französische Wörter hören ließ, die sie auch mir freundlich und charmant beibrachte. Ich sprach dann bald nicht mehr vom Mantel, sondern vom Paletot, nicht mehr vom Hut, sondern Chapeau, ging auf dem Trottoir statt auf dem Gehsteig, schaute in die Blaker der Petroleumlampen – im Corridor statt in Flur, sagte nicht „Nun ja“, sondern „Eh bien“, nicht „Da siehst du“, sondern „Voilà“. Das Französische wirkte bei Tante Ebbinghaus nicht künstlich aufgesetzt, sondern normal und selbstverständlich. In Paris, Brüssel und Antwerpen hatte sie Verwandte, und wenn sie von diesen Briefe erhielt, studierte ich die Adressen und die Briefmarken. Dabei ergab sich, dass ich nach und nach viele Buchstaben des ABC kennen lernte – lange vor der Einschulung. Nach jeder Brieflektüre erzählte mir Tante Ebbinghaus das Neueste aus den fernen Handelsstädten, – die Neffen waren allesamt – wie sie sagte – „im großen Geschäft“ engagiert. Aber niemals ließ sich in der Villa an der Oeger Straße einer von ihnen blicken. Das geschah erst nach Tante Claras Tod 1945, als es um das Erben ging. Sie war intelligent genug, Gymnasium und Universität zu absolvieren, aber das war anscheinend um 1900 für die Töchter reicher Eltern noch nicht die Regel. Man hoffte auf Heirat. Dazu war Tante Clara – wie sie gelegentlich mit spitzer Zunge meinte – zu klug. Geld hätte sie reichlich in eine Ehe eingebracht, aber eventuelle Interessenten vermissten dann doch wohl etwas mehr Schönheit. Die umfangreiche Aussteuer, sorgsam im Haus deponiert, blieb weitgehend ungenutzt, die meisten Räume auch; wohl wurden die beiden oberen Etagen vermietet. Im Haus waren so viele nützliche Dinge, dass nie etwas hinzugekauft zu werden brauchte. Die Dinge machten insofern Arbeit,

als sie regelmäßig geputzt werden mussten. Dabei half ich mit und habe viel kostbares Geschirr ausgiebig in Augenschein genommen. Täglich sah ich mir die goldene Standuhr auf dem Küchentisch an, und deren helle Glockenschläge gaben den Gesprächen mit Tante Clara einen ruhigen Rhythmus und den Imperativ: *Carpe diem!*

Dass ich jahrelang einen großen Teil meiner Tageszeit bei Tante Clara und nicht zu Hause bei meiner Mutter verbrachte, hat diese – so schien es mir damals – nicht betrübt. Vielleicht spürte sie aber, dass ich mich bei Tante Clara deshalb besonders wohl fühlte, weil sie sehr zärtlich zu mir war, nie an mir herumerziehen wollte, sondern mich so selbständig wie tunlich handeln ließ, was mein Selbstgefühl stärkte. Ermahnungen, Aufforderungen und Anweisungen, wie ich sie zu Hause viel zu hören bekam, standen bei Tante Ebbinghaus nie auf der Tagesordnung. Weil sie mich als ihren kleinen Partner ernst nahm, kam ich gar nicht auf den Gedanken, mich ihrem Lebensstil zu widersetzen. Im Umgang mit meiner Mutter kam ich mir dagegen immer viel kleiner, unselbständiger vor. Als ich wegen der Umsiedlung nach Rüthen meine geliebte Tante Clara nicht mehr ständig in meiner Nähe haben konnte, fügten es die sozialen Umstände, dass meine Tante Lene, eine Schwester meiner Mutter, die ab 1934 bei uns wohnte, den liberalen Part in meiner Erziehung übernahm. Liberal hieß für mich: zu möglichst viel Selbständigkeit, Mitverantwortung und Freiheit angeleitet zu werden.

Ogleich in Tante Claras Villa jegliches Spielzeug für Kinder fehlte, gab es dort viele Dinge, die mich zur Beschäftigung anregten, weil sie so altmodisch aussahen und im Elternhaus nicht zu finden waren. Da gab es zum Beispiel irgendwo im Korridor einen Ständer mit einem Sortiment Schirme, die allesamt aus der Bismarck-Zeit stammten, solche mit großem und solche mit kleinem Radius. Je nach Wetterlage holte Tante Clara einen hervor und belehrte mich, wie man ihn aufspannte. Nicht nur mir, sondern vielen Passanten auf den Straßen fiel ein Schirm in ganz hellgrau-bläulichen Farbmustern auf, der uns bei großer Sonnenhitze die Strahlen milderte. Ein Schirm gegen zuviel Sonne war für Tante Clara genau so nützlich wie einer gegen starken Regen. Nach diesem Sonnenschirm und uns beiden Trägern, die er überdachte, sahen sich viele Menschen verwundert oder schmunzelnd um – wie nach zwei Harlekinen. Tante Clara störte es nicht, begafft zu werden, und hielt das Ding aus feiner Seide fast so ernst wie ein Priester eine Fahne. Mir war peinlich, dass junge Burschen ihre Witze über uns machten.

So wie bei Tante Clara längst anachronistisch gewordene Gegenstände aus dem 19. Jahrhundert fröhliche Urständ feierten, so fehlten in ihren Zimmern solche, die damals – mitten in der Zweiten Republik – in jedem Haushalt selbstverständliche Dienste taten, so Telefon und Dampfheizung. Beide gab es bei Tante Clara nicht, und bei kaltem Wetter brachte die liebe Tante große, hohe Standöfen schnell zum Bullern. Telefone vermisste sie nicht, weil sie täglich mehrere,

oft viele Briefe ins In- und Ausland schrieb, meistens in beachtlicher Länge auf jeweils mehreren Büttenseiten.

Im Winter hielt es Tante Clara für unnützen Luxus, mehr Wohnräume als die große Küche zu heizen. Allein schon in der Küche gab es so viele wertvolle Gegenstände von beachtlichem Alter, dass ein kundiger Auktionator sich gefreut hätte, wenn er sie mit ansehnlichem Gewinn hätte verkaufen können.

Nach jedem Besuch in der Ebbinghaus-Villa sagte meine Mutter mit Lakonie: Ein Wohnmuseum des 19. Jahrhunderts. Die Jahre der Weimarer Republik waren so liberal und konservativ, dass ein Teil des 19. Jahrhunderts jetzt im zwanzigsten ruhig und ungestraft weiterleben durfte. Mit dem Gestern im Heute konnte man anscheinend noch gut zurechtkommen.

Ob ich es wollte oder nicht: Als ich schon mitten in der Pubertät war, meldete sich die Erinnerung an Tante Clara immer wieder zurück, und ich erkannte, dass die Freundschaft mit ihr für meine ersten Schritte in die Selbständigkeit viel bedeutet hatte.

Zu Tante Clara zu gehen, war für mich immer etwas Wichtiges, etwa so, wie wenn man zum Arzt, zum Kindergarten oder zur Kirche geht. Die Zeit der Ankunft vereinbarten wir beide stets exakt, so dass wir darauf vorbereitet waren. An überraschende Besuche kann ich mich nicht erinnern. Nie hatte ich das Gefühl, der Tante ungelegen zu sein oder sie in ihrem Zeitplan zu stören. Unsere inneren Uhren waren penibel aufeinander abgestimmt. Unsere gemeinsamen Stunden gerieten nie zur Routine und schon gar nicht zur Langeweile. Dass ich so gern zu Tante Clara ging, hatte einen simplen, aber für mich wichtigen Grund: Sie nahm mich ernst, so wie Freunde und Partner es tun, in unseren Gesprächen verfiel sie nicht in eine Art Kinderdialekt. Dadurch gewöhnte ich mich schon früh (früher als Kinder gleichen Alters) daran, so zu sprechen, wie große Leute es tun. Auf meine Eltern und auf unser Kindermädchen oder die Hausgehilfin wirkte mein Sprechen durchaus nicht künstlich, und sie folgerten daraus, dass ich fast alles verstand, was sie untereinander sagten und von dem ich das Eine oder Andere noch nicht verstehen sollte.

Es hätte ja sein können, dass mein Sprechen altklug klang, aber wenn es dahin gekommen wäre, hätte meine Mutter das gewiss moniert. Apropos monieren: Meine Mutter musste sich nolens volens daran gewöhnen, mich nicht mit Redensarten über gute Umgangsformen oder mit moralischen Imperativen zu traktieren, denn diese verbat ich mir und wenn sie irgendwann unterliefen, hielt ich sie einfach für ungesagt. Bei Tante Ebbinghaus war mir alles, was im Zusammenleben gut und richtig ist, so selbstverständlich geworden, dass Belehren, Ermahnen oder Kritisieren überflüssig waren. Das machte mich im Umgang mit Menschen freier und sicherer, als es Kinder meines Alters waren, mit denen ich spielte, wenn ich nicht bei Tante Clara war. Die von ihnen, die wie ich im Kindergarten gemeldet waren, beneideten mich manchmal, wenn ich mir die Freiheit nahm, bei Tante Ebbinghaus zu sein und so zu spielen, wie ich es mir

wünschte – statt an der Leine der Kindergärtnerinnen. Nach dem Umzug unserer Familie 1934 von Letmathe nach Rüthen fehlte mir etwas. So wie man eine Institution vermisst: Tante Clara. Und je älter ich wurde, umso deutlicher begriff ich: Tante zu sein, war für sie so etwas wie ein wichtiges Amt, zu dem sie besonders begabt war. Jetzt fehlte mir ein Mensch, der für mich so viel Zeit aufwandte, wie sie es immer getan hatte, und der immer gespannt zuhörte, wenn ich mich für etwas interessierte, was ihr aus ihrer eigenen Kindheit noch nicht geläufig war.

Am neuen Wohnort fehlte mir jemand, mit dem ich wie mit Tante Clara „ein Herz und eine Seele“ sein konnte. Einen solchen Menschen zu finden, ist ein Glücksfall, der sich kaum planen lässt. Jetzt sah ich ein, wie ich meiner Mutter dafür hätte dankbar sein sollen, dass sie meine Freundschaft mit der Tante akzeptierte und mir dazu so viel Freizeit gab.

Über die Rolle der Tante von anno dazumal kann man in der Sozialgeschichte früherer Zeiten allerlei Mokantes und Ironisches lesen, was ich auf Tante Clara durchaus nicht beziehen kann.

4. Lust auf Ferne

Sobald drei Jahre jung, sollte ich in den Kindergarten gehen, der nur fünf Fußwegminuten von unserem Haus entfernt war. Meine Eltern wünschten, dass ich mich an täglichen Umgang in einer größeren Kinderschar gewöhne und systematisch etwas lerne. Im Kindergarten erwarteten sie eine zwar spielerische, aber eben doch geradlinige Vorbereitung auf die Einschulung. Aber nach wenigen Tagen war für mich der Effekt des Neuen verflogen. Offensichtlich konnten die beiden Erzieherinnen im Kindergarten mit Tante Clara nicht konkurrieren, was spannendes, interessantes Lernen angeht. Ich desertierte, weil auch zu viel Pflicht den Kindergartenbesuch bestimmte. Schließlich kam ein Kompromiss zustande: morgens Kindergarten, nachmittags Tante Clara. Wenn ich mir heute das Heft anschau, das man damals am Ende der drei Kindergartenjahre als Erinnerungsgabe mit nach Hause nahm, kommen mir die Produkte, die darin mein Wirken dokumentieren sollen, doch recht schematisch und wenig kreativ vor: Kleine Papierdecken mit „eingewebten“ Papierstreifen, geknüpfte Untersätze für Eierbecher, vorgezeichnete und ausgemalte Bilder von Puppen, Bällen, Bäumen, endlich als Andeutung von Kreativität ein frei gemaltes Schiff. Was ich bei Tante Clara bisher gelernt hatte, fand ich viel wichtiger und viel mehr. Was mich am meisten faszinierte, waren Einblicke in das Leben der Erwachsenen, während der Kindergarten, so wie ich ihn erfahren hatte, zu sehr ein Kindergetto zu sein schien, in dem wir kleinen Naseweise von der Erwachsenenwelt möglichst hermetisch getrennt werden sollten. Mein Drang, etwas zu „machen“ (und seien es auch nur kunterbunte Jungenstreiche), blieb im Kindergarten unentwickelt – er bot mir nicht genug Freiheit, etwa die, im näheren oder weiteren Umfeld des

Elternhauses herumzuströmen, ja, dann und wann regelrecht auszureißen in eine für Erwachsene zwar nahe, für einen Dreijährigen aber weite Ferne.

Zweimal war ich ab Mittag für meine Eltern scheinbar unauffindbar, und alles Suchen in den Straßen zwischen unserem Haus und dem Kindergarten blieb ohne Erfolg. Am frühen Nachmittag alarmierte mein Vater die Polizei – als Bürgermeister unterstand ihm ja auch die Ortspolizeibehörde. Bange Stunden vergingen für meine Mutter. Gegen Abend fand sie mich, was den Polizisten nicht gelungen war: Ich saß auf der hohen Lennebrücke, die zum Bahnhof auf der südlichen Lenneseite führt. Zwischen zwei Metallstäben der Brücke baumelten meine Beinchen über dem Fluss, der rund zehn Meter unter der Brücke dahinfloss; mit den Armen hielt ich mich an zwei Brückenstäben fest. Nur eine ungeschickte Bewegung – und ich wäre in die Tiefe gestürzt, ins tiefe Lennewater. Als meine Mutter die Situation erkannte, ging sie – ohne dass ich es bemerkte – leise von hinten auf mich zu, griff fest zu und stellte mich wieder auf die Beine. Sie weinte und wiederholte mehrmals: „Wie konntest du nur...?“ Ich verspürte keinerlei Schuldgefühl und trollte mich Richtung Brabeckstraße.

Ein Exodus der gleichen Art folgte einige Wochen später, diesmal aber von mir logistisch geplant: Mit einer ausgedienten Reisetasche meiner Mutter, in die ich eine kleine Schippe, einen Ball, eine Mundharmonika und einen Apfel gepackt hatte, ging die Route zum Bahnhof, – unterwegs wieder über die verkehrsreiche Hagener Straße, auf der es noch keine Ampeln gab. Auf einem der Bahnsteige nahm mich ein Bahnbeamter bei der Hand und wollte mich ins Bahngelände zurückbringen. Mein Einwand: „Ich will aber zur Oma reisen!“ Also nach Attendorn mit der Bahnlinie Hagen – Siegen. In Finnentrop hätte ich umsteigen, dann von Attendorn nach Ennest noch drei Kilometer zu Fuß gehen müssen, um die Oma mit meiner unangemeldeten Ankunft zu überraschen und zu erschrecken. Der Bahnbeamte fand schnell heraus, wer ich war, und verständigte meinen Vater.

Der wunderte sich darüber, dass ich überhaupt durch die (damals noch üblichen) Bahnsperren gelangt war, wo man seine Fahr- oder wenigstens Bahnsteigkarte vorzeigen musste. Wahrscheinlich war ich im Rücken des Kontrolleurs unerkannt durch das Sperrgitter gekrochen. Wieder in Mutters Armen, blieb ein deutliches Monitum nicht aus. Tante Ebbinghaus sagte lediglich: „Du Schlingel!“

Der Reiseweg nach Attendorn schien sich damals meinem Gedächtnis schon tief eingeprägt zu haben, weil ich ihn in den Jahren oft erlebt hatte, – vor Ostern, in den Urlauben meines Vaters oder zu Großmutters Geburtstag. Auf dem Lande hatte ich jeden neuen Tag Grund zum Staunen – über Menschen, die anders aussahen als die zu Hause, über das Drinnen und Draußen der Bauernhöfe, über Tiere, große Gärten und weite Felder, über frühes Hähnekrähen und Küheblöken, über Erntewagen und alte Bräuche.

Die weiteste Reise der ersten vier Jahre ging nach Kiel. Ein Bruder der Mutter meines Vaters hatte dort ein Hotel im Stadtteil Holtenau, wo wir gern gesehene Gäste waren. Die Schiffe und Kähne im Hafen, die sich drehenden Kräne mit schweren Lasten, das Tuckern der Kutter und Heulen der Schiffssirene, für mich ganz andere Geräusche, dazu der fremde Dialekt der Leute, – all das und Vieles mehr wirkte auf mich wie ein Theater, das ich noch nicht recht verstehen konnte. Wenn meine Eltern abends bei den Verwandten beim Glas Wein saßen, bekam ich Angst, sobald ich durch Sirenenheulen geweckt wurde, und die regelmäßig an den Zimmerwänden vorbeihuschenden Lichtstreifen des nahen Leuchtturms wirkten gespenstisch.

Wichtiger als alles, was zum Hotel gehörte, war für mich ein großes Personenauto, das auf dem hoteleigenen Parkplatz stand und das ich dann und wann an- oder abfahren sah. Ich sah es mir genau aus der Nähe an: die Türklinke, die Handbremse links neben der Fahrertür, draußen und nicht im Auto, die Hupe (ebenfalls außerhalb und wie ein kleines Posthorn anzusehen). Eines morgens, als meine Eltern noch schliefen, der kühne Entschluss: mich in das Auto zu setzen und zu versuchen, es zum Fahren zu bringen. Leise schlich ich im Schlafanzug (ohne Strümpfe und Schuhe) die Treppen hinunter, öffnete und schloss leise alle Türen, die ich zu passieren hatte, öffnete dann auch die unverschlossene Fahrertür des Autos, hantierte an der Handbremse so lange herum, bis sich das Auto auf dem etwas abschüssigen Parkplatz langsam in Bewegung setzte und einige Meter fuhr – in Richtung auf eine Mauer, wo es dann mit einem kräftigen Bums laut stehen blieb. Als Galilei auf dem Satz insistierte „Die Erde bewegt sich doch!“, konnte er wohl kaum überzeugter gewesen sein als ich darüber, dass ich es fertig gebracht hatte, das Vehikel in Bewegung zu setzen.

Ein Kratzer an der weit nach vorn stehenden Stoßstange blieb nach dem Fahrversuch zurück. Wie meine Eltern und meine Kieler Verwandten meinen Coup kommentierten, habe ich nicht mehr in Erinnerung.

Als mein Vater Ende der zwanziger Jahre eine Kur in Bad Ems arrangierte, durften meine Mutter und ich mitreisen. Am Lahnufer gab es zwar nicht so große Dampfer wie an der Kieler Förde, aber für kleine Touren auf dem romantischen Fluss waren sie gut, nahe vorbei an alten Städten und Burgen. Als ich beim Wachwerden an einem Sonntagmorgen registrierte, dass meine Eltern schon zur Kirche gegangen waren (früh um halb sieben), zog ich mir Strümpfe und Schuhe an und machte mich – im Schlafanzug bei warmer Sonne auf den Weg zur Kirche. Als ich durch eine Tür in der Nähe der Kanzel hineinkam, hörte ich einen Mann laut sprechen; lieber hätte ich die Musik der Orgel oder die Lieder der Kirchgänger gehört. Ich peilte mich an die Kanzel heran, von wo die Männerstimme zu hören war, ging die Treppe hinauf und plötzlich hörte der Prediger auf zu reden, drehte sich um, weil er etwas in seinem Rücken an seinen Beinen bemerkt hatte, und sah mich. Was er dann der Gemeinde sagte, weiß ich nicht mehr. Ich fand mich dann bald in den Armen meiner Mutter wieder, der

die „Störung“ der Predigt peinlich war und die sofort mit mir die Kirche verließ, um mich im Hotel anzuziehen. Jahre später sagte mir mein Vater, der Prediger sei Professor Friedrich Muckermann gewesen, vor 1933 einer der mutigsten Kritiker des Nationalsozialismus, ein angesehener Theologe und Literaturwissenschaftler, in ganz Deutschland als Prediger berühmt.

Verglichen mit den Fernreisen, die Kinder heute ganz regulär Jahr für Jahr erleben, waren die Touren meiner frühen Jahre sehr moderat und prosaisch – und trotzdem für mich unvergesslich als Weitung des Horizonts. Übrigens: Die Nichte meines Kieler Großonkels, mit der ich damals spielte, kam mir wieder in den Sinn, als ich aus Illustrierten in den sechziger Jahren von ihrer Heirat mit dem obersten Scheich von Kuwait erfuhr. Text und Bild berichteten von einer Traumhochzeit in einem Luxuspalast, von Ausritten mit rassigen Araberhengsten und viel Exotik. Das Leben im Lande von „1001 Nacht“ währte einige Jahre, dann kehrte Heidi – sicherlich mit beachtlicher Abfindung – nach Kiel zurück. Getrost konnte sie sich sagen: Reisen bildet.

5. Telefon statt Schaukelpferd

Heute hat jedes drei- bis sechsjährige Kind schon eine ansehnliche Routine im Hantieren mit dem Computer oder anderen elektronischen Geräten, – verglichen damit waren die technisierten Spielzeuge in meiner Kindheit simpel strukturiert, und doch waren sie uns lieb und teuer. Zu Weihnachten 1929 hielten meine Eltern ein großes, geschmackvoll bemaltes Schaukelpferd für das wichtigste Geschenk, das mir zugeordnet war. Aber ich beachtete es nur flüchtig und konzentrierte mein Interesse ganz auf ein kleines Spieltelefon, dessen Wählscheibe surrte und das klingelte, wenn man den Hörer abhob. Dies hatten mir meine Eltern mit dem Hintergedanken geschenkt, mich von der Benutzung unseres normalen Telefons abzulenken, an dem ich – wenn unbeobachtet von Mutter oder der gestrengen Lisbeth – kürzere oder längere Nummern drehte und stolz war, wenn sich nach einigem Tuten jemand in weiter Ferne meldete, mitunter in fremden Sprachen. Einmal hieß es in der Familie: Wenn der Junge so weitermacht, hat er eines Tages den Negus von Äthiopien an der Strippe.

Nun, das Spieltelefon tat auch seinen Dienst. Alles Maschinelle hatte für mich einen undefinierbaren Zauber, – der springende Frosch, bei dem man eine Feder aufdrehen musste, genau so wie das aufdrehbare Feuerwehrauto oder die Spieluhr, die einen Ländler von Kuhlau erklingen ließ. Mein Staunen wollte nicht aufhören, als ich bei einem Besuch im Haus von Bekannten ein paar Mädchen mit einer Eisenbahn spielen sah, deren Schienennetz sich durch zwei große Zimmer und Flure in der ersten Etage erstreckte. Dass der Zug aus eigener Kraft fuhr (wiederum mit einem aufdrehbaren Motor), weckte mein Verlangen, auch ein solches Ding zu besitzen. Ein Wink an Tante Clara, und ich hatte einen solchen Zug.

Die Lust an maschineller Bewegung verlagerte sich zusehends auf die Straße, zunächst auf die, an der unser Haus lag, dann auf die große Schwerter Straße, die nach Schwerte und Dortmund führte und vom Lennetal mehrere Kilometer bergan stieg. Den Berg hinauf mussten meine Freunde und ich unsere Roller streckenweise schieben, weil der Anstieg stark war, – den Berg hinunter rollten wir dann aber wie die schnelle Post und beschleunigten das Tempo durch Nutzung der Tretanlage. Der Tretroller war ein großer technischer Fortschritt für uns Dreikäsehochs, denn vorher mussten wir unsere Roller mit Aufsetzen eines Fußes auf die Straße in Gang bringen, – jetzt aber blieben beide Füße auf der Tretvorrichtung. Bremsen konnten wir genau so verlässlich wie Autos oder Motorräder.

Das Rollerfahren übertrieb ich zeitweise so, dass meine Eltern einen Orthopäden konsultierten, der recherchierte, ob mein „Triebwerk“ gelitten hatte oder nicht. Nur unwesentlich, registrierte der Arzt.

Je älter ich wurde, umso mehr ließ ich das allzu „fertige“ Spielzeug beiseite liegen und begann, selbst etwas herzustellen. Stabilbaukästen reizten geradezu zum Konstruieren, und mit ihnen baute ich Straßenbahnwagen, Panzer, Lokomotiven und möglichst etwas, das rollen kann. Diese Passion dauerte bis in die ersten fünf Schuljahre hinein, und bei Konstruktionswettbewerben der Firma, die die Stabilbaukästen herstellte, erhielt ich zweimal als Preis für Entwürfe den nächst größeren Baukasten-Typ geschenkt. Dennoch bin ich kein Techniker geworden, und die phantasiebeladenen Berufswünsche oszillierten zwischen Lokomotivführer und Konditor. Ich entdeckte, wenn ich meiner Mutter beim Backen half, dass man auch nach Konditorart Figuren machen kann, und versuchte das auf meine Art. Selbst etwas Neues machen: das war das A und O meines Spielens. Viel Phantasie kam mir in den Sinn, aber eine, die Sichtbares hervorbrachte, das wert war, bestaunt zu werden. Anregung zum Selbsttun bekam ich übrigens auch dadurch, dass ich dann und wann in Tischlerwerkstätten kam, in denen die Brüder unserer Hausangestellten Lisbeth Sichelschmidt arbeiteten. Sie waren Meister ihres Fachs, und ihr Handwerk kam mir – wenn ich die fertigen Werkstücke sah – wie Kunstwerke vor. Mit ihnen unterhielt ich mich gern, wenn ich mit Lisbeth an manchen Sonntagen in das Haus der Sichelschmidts auf dem Windhügel ging, in ein ganz anderes Sprachklima, als ich es zu Hause oder bei Tante Ebbinghaus gewohnt war. Ich notierte gespannt, was bei Sichelschmidts anders war als bei uns, und was ich davon besonders gern genoss, so etwa die mit Schmalz und Rübenkraut bestrichenen Schwarzbrote, die es zu Hause nicht gab, ehe es mir gelang, sie in das Nahrungsrepertoire unserer Familie einzuführen.

Den Umzug von Letmathe nach Rütten machte Lisbeth noch mit, dann heiratete sie bald. Fünfzig Jahre später traf ich sie wieder: Mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn hörte sie sich einen Vortrag an, den ich in der Volkshochschule Iserlohn hielt, – ein ganz unverhofftes und freudiges Wiedersehen. Dass

sie mich mit „Sie“ statt „Du“ anredete, habe ich mir sofort verboten. Nach Vortrag und Diskussion rief sie mir in Erinnerung, dass ich auch schon als Kind in der Brabeckstraße „Reden gehalten“ habe, wobei ich mich auf einen Maueraufsatz neben dem Eingangstor unseres Gartens stellte, damit mich alle Kinder, die zuhörten, auch richtig sehen konnten.

6. Die Großmutter und ihre Handpostille

Als ich geboren wurde, lebte von meinen Großeltern nur noch die Mutter meines Vaters, Theresia Huppertz. Für mich war sie das Ideal einer Oma: Stets gütig und lieb zu mir, immer zum Gespräch und Spiel aufgelegt, dabei nie unter Zeitdruck, für mich eine schier unversiegbare Quelle von Erzählungen, Liedern und Sprüchen. Ihr Hochdeutsch war makellos, wiewohl es noch manche Ausdrücke aus dem 19. Jahrhundert gab, die ich – je naseweiser ich wurde, umso mehr korrigierte, so wenn sie statt „er kommt“ „er kömmt“ sagte. Ihr Elternhaus stand auf der anderen Straßenseite; in ihrer Jugend war es noch üblich, einfach über die Straße hinüber zu heiraten, von einem Bauernhof zum anderen. Der Vater meiner Großmutter mütterlicherseits war ihr Lehrer. Der Besuch einer anderen Schule als der Volksschule kam nicht in Frage, obgleich sie klug war. Von den damals meist kinderreichen Bauernfamilien konnte allenfalls nur einer der Söhne studieren. Das Geld dafür, dass z.B. mein Vater neun Jahre das Gymnasium und drei Jahre die Universität bis zum Juraexamen besuchte, musste sich die Familie „am Munde absparen“, wie die Großmutter zu formulieren pflegte. Der älteste Sohn erbte den Hof, wie seit Jahrhunderten in Westfalen üblich, und die übrigen Söhne erlernten Berufe in Verwaltung oder Handwerk. Beim Tode meines Großvaters (1917) war meine Großmutter 56 Jahre alt. Es herrschte Krieg, und alle vier Söhne waren im Felde.

Meine Großmutter hat viel gearbeitet, solange sie lebte, und fand das normal. Sie wusste, dass viele Bauertöchter davon träumten, einen Beamten oder jedenfalls einen Mann mit einem Beruf zu heiraten, in dem man einen weißen Kragen trägt und sich nicht die Finger schmutzig zu machen braucht.

Mit der Erinnerung an meine Großmutter verbindet sich der Gedanke an ein Buch, das sie täglich nach Mittag einige Zeitlang las, ohne sich dabei stören zu lassen: ein altes Betrachtungsbuch mit dem barocken Titel „Hand-Postille oder Christ-Katholische Unterweisung auf alle Sonn- und Feyertage des ganzen Jahres“, verfasst von Leonard Goffine und verlegt bei Aschendorff in Münster 1794.

Zu lesen waren darin die Sonntagsevangelien und die „vornehmsten“ Lehrstücke aller Episteln, außerdem die Auslegungen der Evangelien und „allerhand geistreiche Glaub-, Trost- und Lebenslehren“. Die Lektüre dieses Buches und das Meditieren der Inhalte gehörten zum Leben meiner Großmutter wie das Essen und Trinken, das Arbeiten und das Ausruhen. Jeder im Haus wusste, dass

man sie beim Lesen nicht stören durfte. Bei warmem Wetter las sie irgendwo im großen Garten hinter den Gebäuden des Hofes. Andere Bücher habe ich in ihren alten Tagen nicht in ihren Händen gesehen, wiewohl sie sicher und gewandt im Lesen war. Für mich hatte dieses Buch seinen besonderen Reiz, weil man es „zuschließen“ konnte. Sein Vorderdeckel war mit dem hinteren durch eine Metallschließe verbunden, die bei Druck einrastete. Noch im 18. Jahrhundert waren solche „Schließen“ bei der Herstellung wertvoller Bücher üblich. War die Schließe einmal eingerastet, bedeutete dies das Ende von Großmutter Lese- stunde.

Die Handpostille hütete meine Großmutter wie einen kostbaren Schatz. Immerhin hatte jeder der Hoferben seit 1794 – wenn ihm das Buch vom Vater übergeben wurde – seinen Namen mit Datum auf die leeren Seiten am Anfang und Ende des Buches eingeschrieben, stets mit dem gleichen Text: „Dieses Buch gehört Wer es wieder findet, er sei Herr oder Knecht, der gebe es zurück. Wiedergeben ist das Recht.“

Im Jahre 1995, dem Tode meines Onkels Josef Pöggeler, des Hoferben, habe ich meinen Namen eingetragen, nachdem mir meine Cousins Thea und Maria das Buch zu treuen Händen übergaben, weil es derzeit keinen männlichen Hoferben in meinem Alter gibt und ich unter Cousins und Vettern von Thea und Maria der älteste bin.

Die Handschrift meiner Vorfahren, die den zitierten Text in das Buch geschrieben haben, so wie man einen Vertrag unterschreibt, beweist, dass sie spätestens seit 1794 gut lesen und schreiben konnten, für mich ein Beweis dafür, dass die Volksschulpflicht in Westfalen schon vor mehr als zweihundert Jahren gute Früchte eintrug. Schulreformer wie Bernard Overberg im Münsterland und Joseph Sauer im Sauerland mögen das Ihre dazu beigetragen haben.

Vermutlich haben die Männer unter meinen bäuerlichen Vorfahren nicht viel gelesen, weil sie dazu keine Zeit hatten, aber ins Haus kam nur Gedrucktes, das für sie wertvoll war. Meine Großmutter las außer der Handpostille, dem Gebets- und Gesangbuch sowie der „Tremonia“ (der Tageszeitung) die von ihr abonnierte Monatsschrift „Stadt Gottes“, die sie – wenn die Post sie ins Haus brachte – stets respektvoll in die Hand nahm und nicht weniger feierlich aufschlug wie ihr Gesangbuch im Gottesdienst. Was gedruckt war, hielt sie für besonders bedeutsam.

Jahre später begriff ich nicht, als im Familiengespräch von einem berühmten Menschen (vermutlich einem Politiker) gesagt wurde: Er lügt wie gedruckt. Bis dahin hatte ich gedacht, alles Gedruckte müsse wahr sein. Das folgerte ich aus der Art und Weise, wie meine Großmutter mit Büchern und Schriften umging. Das Meiste, was sie las, hatte mit dem lieben Gott und seinen Heiligen zu tun und stand in der Bibel, auch in der, die mein Vater und seine vier Geschwister in der Schule benutzt hatten. Auf den Illustrationen darin spielten die biblischen Orte eine große Rolle, Bethlehem, Nazaret, Jerusalem, auch kleine Orte wie Ka-

na, Sidon, Bethesda, Kapharnaum. Auch zeigten sich die biblischen Landschaften in Bildern: der See Genesaret und der Berg Tabor westlich des Sees, das Kidrontal und der Garten Getsemane, der Ölberg, Jericho und das Tote Meer, das Sinaigebirge und auch der Nil mit Kairo, wo Jesus, Maria und Josef nach der Flucht aus Bethlehem ein Asyl gefunden hatten. Die Bilder waren nicht Fotografien, sondern Zeichnungen, was mich veranlasste, die Großmutter zu fragen: „Sah das Heilige Land wirklich so aus, wie in diesem Buch?“ Oma meinte, das guten Glaubens bejahen zu können. Das bestärkte mich in der Hoffnung, das Heilige Land einmal sehen zu können, so wie es heute wirklich sich darstellt. Da ich noch nicht in der Schule war und noch nicht lesen konnte, bemühte ich mich angestrengt, die Namen von Orten und Gegenden nach dem Hören im Gedächtnis zu behalten, und wenn ich nachts im Traum auf die Reise nach Jerusalem ging, belebte meine Phantasie die Bilder mit Menschen und allerlei Fahrbarem mit Kamelen, Eseln und anderem Getier, das nach meinen Einfällen zum Bibel-Zoo gehörte. Ich spitzte die Ohren, wenn die Oma zu den Gebeten der Tageszeiten bisweilen auch den einen oder anderen Text las, in denen das Heilige Land recht poetisch-schön in unser Nachdenken kam. Längst nicht alles verstand ich, was die Psalmen sagten, so etwa einen Satz, den die Oma in das Abendgebet einflocht: „Von der Morgenwache bis in die Nacht soll Israel auf den Herrn hoffen, denn bei ihm ist Barmherzigkeit und überreiche Erlösung und wird sein Volk befreien von all seinen Sünden.“

Doch auch wenn Vieles der Gebete, die ich in den frühen Jahren hörte, unverständlich blieb und manches Ereignis im Leben Jesu wie ein Märchen klang, meldete sich von Zeit zu Zeit eine Art Sehnsucht, im Land der Bibel all das aufzusuchen, was ich an Wissen in meinem Gedächtnis gespeichert hatte. Die Sehnsucht hat sich inzwischen längst erfüllt: Zwanzig Aufenthalte in Israel, Palästina, Ägypten und Jordanien haben mir das Heilige Land so vertraut gemacht, wie Gebiete in der Heimat. Lebte Großmutter Pöggeler noch, so könnte ich ihr viel über Land und Leute der biblischen Regionen erzählen.

7. Die alte Uhr am Giebel

Der frühe Drang, möglichst oft zur Großmutter zu reisen, hatte zwei Gründe: Die von ihr gebackenen Waffeln mundeten mir wie kaum eine andere Leckerei, und ich hörte sie gern erzählen, wie das Leben früher war. Die Erinnerung der Generationen reichte freilich nur bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges zurück. Die Kirchenbücher mit den Daten von Geburten, Heiraten, Taufen und Sterbefällen waren nur von dieser Zeit an bekannt, ältere vermutlich in den Kriegswirren verloren gegangen. In der Gegend um Attendorn hieß es dann immer: Die Schweden waren da.

Der Stammhof der Pöggelers existiert noch heute in Frielentrop, jahrhunderte-lang ein winziges Dorf im Tal der Lenne, heute Ortsteil von Finnentrop an der

Bahnlinie Hagen – Frankfurt. Als ein Teil der Wiesen um den Hof herum noch nicht wie heute von der Industrie bebaut worden war, konnte man vom Hof aus herum auf die Lenne hinunterschauen. Im Stammbaum ist einmal vermerkt, dass eine der Pöggeler-Frauen in der Lenne ertrank. Sie war eine Enkelin des Erbauers des Seitengebäudes mit dem Namen Maria Katharina. Ihr Geburtsjahr war 1781 und das Unglück geschah am 30.12.1810. So ist es in den Kirchenbüchern vermerkt. Im Jahre 1793 ist der Hof erweitert worden. Haupthaus und Nebenbau zeigen das in Westfalen typische Fachwerk auf einem Steinunterbau. Die frommen Sprüche und Widmungen, die in die Balken des Fachwerks eingeschrieben wurden, lassen die Pöggeler des Jahres 2005 ahnen, dass die des Jahres 1768 um etliche Grade bibelfester waren und mit den Heiligen, denen sie sich als Schutzpatrone des Anwesens verpflichteten, auf Duzfuß lebten. Die Inschrift am tragenden Balken des Stammhauses in Frielentrop lautet: „Dies Haus ist auf gericht im Nahmen der Heiligen Agata und der Heiligen Dreifaltigkeit das die dis Haus bewaren Verfeur und Brant – Anno 1768“. Später wurde dann ein Seitengebäude neu erbaut. Es trägt folgende Inschrift: „Anno 1793 den 28/ten Maius haben Johannes Philippus Pögeler und Anna Maria Elisabeth Schulte Eheleute diesen Bau aufgericht“.

Weil nur der älteste der Söhne den Hof erben konnte, siedelte sich um 1800 einer der jüngeren 12 km von Frielentrop entfernt oberhalb von Attendorn in Ennest an. Der damals gebaute Hof steht heute noch, wenn auch nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Attendorn, zu dem Ennest längst eingemeindet wurde, war im Mittelalter Hansestadt – und ist der älteste Karnevalsplatz in Westfalen, ein Vorgeschmack auf das Rheinland, das knappe 20 km westlich hinter Olpe beginnt.

In meinen Kinderjahren wurde man in Ennest früh von den Hähnen oder um sechs von der Kirchenglocke geweckt. Durch Epochen hindurch mussten die Ennester den 3 km langen Kirchweg nach Attendorn zurücklegen, – eine eigene Kirche bekam das Dorf erst kurz nach 1910, übrigens entworfen von Alexander Schnütgen, dem Spross einer ursprünglich Ennester Familie. Er war kein Architekt, sondern Professor für christliche Archäologie in Bonn und Domkapitular in Köln, international bekannt geworden als Sammler mittelalterlichen Plastiken, die er als Grundstock des Kölner Museums für mittelalterliche Kunst – seit langem nach ihm benannt – stiftete. Meine Mutter erzählte mit Stolz, dass sie mit ihm „um einige Ecken herum“ verwandt sei.

Am Pöggelerhof in Frielentrop fällt etwas auf, das ich noch an keinem anderen Fachwerk-Bauernhaus in Deutschland entdeckt habe: eine alte Uhr in der Giebelspitze. Wie ist diese alte Uhr – offenbar schon beim Bau des Haupthauses – in die Giebelspitze gekommen? Wahrscheinlich nicht als Schmuck allein, sondern weil meine Vorfahren sich an das Bibelwort hielten: Kauft die Zeit aus, nutze den Tag! Für sie war Zeit ein großer Wert, ein Kapital, mit dem man sorgsam umgehen muss. Mein Vater war ein „Zeitmensch“, und ich bin auch einer

geworden: Man kommt nie zu spät, weist der Arbeit wie auch der Besinnung und Muße das gehörige Zeitmaß zu, kennt keine Langeweile und geht mit dem Zeitbudget, das man zur Verfügung hat, wie mit frischer Luft, klarem Wasser oder anderen Gütern der Natur um. Es hat mich nie gestört, wenn mir Freunde vorhielten, mein Zeitverhalten sei puritanisch. Wohlan denn!

Schon sehr früh lehrte mich mein Vater: Tu, was du tust, zügig, nicht übereilt, aber auch nicht zu langsam. So wie mein Vater habe ich die Stufen der Ausbildung immer in der Regelzeit passiert, Examina so früh wie möglich gemacht. Weshalb hätte ich mich später zu den Prüfungen melden wollen, wenn ich dann doch keine höhere Note hätte erhalten können, nachdem die höchste erreicht war? Die alte Frielentroper Uhr hat mich immer daran erinnert, dass man nicht nur Arbeits- und Freizeit sondern auch Lernzeit im Lot halten muss. An „angina temporis“ (der Stresskrankheit) leiden nicht diejenigen, die sich ihre Zeitmaße selbst geben, sondern diejenigen, die sie sich von außen diktieren lassen, ohne sie zum eigenen Können und Wollen ins vernünftige Verhältnis zu setzen. In den alten Häusern meiner bäuerlichen Verwandten gab es immer eine Standuhr, deren Ticken gemächlich und beruhigend klang. Alle halben Stunden hörte man das melodische Schlagen, das man selbst nachts nicht als Störung empfand. Dadurch spürten schon wir Kinder: Zeit hat einen Puls – wie jeder Mensch. Wenn die Standuhr einmal stehen blieb, weil vergessen worden war, das Getriebe neu aufzuziehen, hieß es entschuldigend: Im Paradies und im Himmel gibt es keine Uhren. Bei diesem Satz kamen mir Zweifel in den Sinn: Uns war in der Kirche gesagt worden, die Bußzeitspanne, die man zur Sühne für Sünden im Fegefeuer (dem Vorhimmel) verbringen soll, müsse doch von Mensch zu Mensch verschieden lang oder kurz sein, und wie soll man begreifen, was Ewigkeit ist, wenn man nicht gelernt hat, was Zeit wert ist? Also muss es auch im Himmel Uhren geben!

Mit dieser Ennester und Frielentroper Zeitphilosophie gab ich mich als Kind einige Jahre zufrieden und hielt das laute oder leise Uhrenschlagen für einen Wink der Ewigkeit.

Meine Großmutter arbeitete zeitlebens von früh bis spät, aber sie stand nie unter Stress, sondern strahlte Ruhe aus.

Die Uhr im Giebel des Frielentroper Pöggelerhofes könnte möglicherweise dadurch an ihren Platz gekommen sein, dass zur Barockzeit (schon vor dem Dreißigjährigen Krieg) jemand in den Hof eingeheiratet hat, der von weit her kam, aus Tirol. Diese kühne Vermutung stützt sich auf eine Entdeckung, die Hanna und ich erst in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Innsbruck machten: Im Restaurant der Ottoburg, zwischen Hofburg und Innufer, fanden wir das Familienwappen eines der früheren Besitzer des Hauses – mit unserem Namen in der damaligen Schreibweise: „Bartime Pögler“ und der Erwähnung, dass dieser um 1562 in Innsbruck beurkundet wurde. Das Wappen zeigt einen Bogenschützen. Zur Barockzeiten veränderten in Westfalen Baumeister, Bild-

hauer und Maler das Innere romanischer und gotischer Kirchen, barockisierten sie. Das geschah zum Beispiel in der gotischen Nikolauskirche in meinem Heimatstädtchen Rüthen. Es ist nicht auszuschließen, dass einer dieser Tiroler Bauleute sein Herz in Frielentrop verlor und dort sesshaft wurde. Bei meinen häufigen Besuchen in Innsbruck fragten mich Bekannte oft, ob meine Vorfahren aus Tirol stammten, denn meinen Namen gebe es dort ja in manchen Gemeinden. Nobody knows.

Schon als ich drei, vier Jahre alt war, fiel mir eine kleine Parallele zwischen dem Pöggelerhof in Frielentrop und dem Haus von Tante Clara Ebbinghaus in Letmathe auf: Beide reichen mit ihrem Grundstück bis zum Lenneufer, so dass der wasserreiche Fluss gleichsam zum Panorama des Hauses gehört. Am Ufer zu sitzen und den Fluss vorbeiströmen zu sehen: das war für mich schon früh eine Szene, die sich mir einprägte.

Beim Pöggelerhof in Ennest fiel mir schon früh auf: Hier gibt es viel Raum für die Tiere, für das Futter, das Stroh, das Korn, die Kartoffeln, aber nur wenige Räume für die Menschen. Außer meinen Großeltern wohnten da bis zum Ersten Weltkrieg und teilweise länger eine Tochter und vier Söhne. Neben der Küche gab es die „beste Stube“, aber nicht als tägliches Wohnzimmer, sondern nur zur Benutzung an Sonn- und Feiertagen oder wenn Gäste kamen. Die Kinder hatten für das Spielen und Lernen keine besonderen Räume, auch kein Kinderzimmer, wie es in meinem Elternhaus stets selbstverständlich war. Die schulischen Hausaufgaben erledigten die vier Jungen und die Tochter Dina am Küchentisch, wo es bis zur Mitte des Ersten Weltkrieges noch keinen elektrischen Strom zur Beleuchtung gab, sondern nur Petroleumlampen.

Unendlich groß kam mir in der frühen Kindheit der Garten hinter den Stalungen und der Scheune vor, in den Sommermonaten ein Paradies zum Fruchtenaschen. Alles, was die Familie an Gemüse und Früchten verzehrte, wurde im eigenen Garten produziert. Fast andächtig ließ ich mir von der Großmutter, der Herrin des Gartens, die vielen Namen der Pflanzen sagen, für mich der erste Botanikunterricht. Ein Mikrokosmos: solch ein großer Bauerngarten. Natürlich gab es da auch viel Zoologie zu lernen, wiewohl es mir so vorkam, als spielten die Tiere allesamt Verstecken, die Katzen und die Feldmäuse, das Vogelorchester und die Eichhörnchen, die Schnecken und dann und wann auch der Hofhund, der wie ein Chef nach dem Rechten sah. Nach Süden über die tiefer gelegenen Höfe des Dorfes und die Felder zwischen Ennest und Attendorn hinweg reichte die Sicht auf das Biggetal und wieder hinauf in dichte Bergwälder mit einem einzigen hellen Fleck: Burg Schnellenberg. Hinter dem Hof nordwärts stieg der Berg steil an, bald mit tiefem Wald bedeckt: das Ebbegebirge. In jenen Jahren, als die Großmutter für mich die Hauptperson von Ennest war, konnte ich noch nicht absehen, dass ich nach dem Tode meiner Mutter (1971) eine Parzelle in diesem Wald erben würde.